

Gurgelndes Schwarzviolett

Fritz J. Raddatz' Roman „Der Wolkenrinker“

„In diesen Leib hatte er sich gewühlt... Seine Vergangenheit lag vor ihm, ein schmutziger Lappen... Endlos angesammeltes Sehnen entlud sich... Bernd trieb, ein abgerissenes Blatt, durch den Sturm...“ Schnell ist der Leser eingestimmt, so geht es weiter über 240 Seiten. Bernd, der jugendliche Held, schlawinert sich durch das Berlin der Nachkriegsjahre, das von Autor Raddatz unter Bemühung sämtlicher Klischees, die greifbar sind, zu einem Polit- und Porno-Panoptikum zusammengezimmert wird.

In diesen Kulissen spielt sich die unsäglich banale Handlung ab, die aber immerhin, falls Raddatz' verliebt gezeichneter Held autobiographische Züge trägt, über den Weg des Autors zu Macht und Einfluss informiert. So muss man das also machen, dachte ich beim Lesen, um deutscher Literaturprofessor und Feuilletonchef der „Zeit“ zu werden, so halbgebildet muss man sein, so frech bluffen können, so ridikul mit Sprache umgehen: „Drei Zungen leckten sich zu einer zusammen... drei rasende Lohen fraßen sich ineinander, Gewesenes zu bewahren, zu verschütten und in entfesselter Feier zu begraben... Drei Menschenfernen ertranken in gurgelnder violetter Schwärze. Keine Ankunft je.“

Es geht nicht um die „entfesselten Feiern“, damit soll es jeder halten, wie er will. Es geht darum, dass Raddatz' Verhältnis zur deutschen Sprache elementar gestört ist, dass die Dürftigkeit seiner Bilder, die Unglückseligkeit seiner Metaphern, die Stupidität seiner Dialoge selbst heutzutage ihresgleichen suchen. Robert Neumann präsentierte in besonderen Fällen „Zitate statt einer Parodie“, und bei Raddatz drängt sich das geradezu auf: „Eine Barke voll Heimat wurde der Abend für Yvones Vater... Die Erschöpfung des Tages peitschte immer neue Figuren durch die nicht zur Ruhe kommende Phantasie... Die Leere seines Innern sollte ausgegossert werden...“

Und dann das Renommieren mit Heartfield und Mühsam, Stefan Zweig und Tucholsky, Eisenstein, Tairow, Piscator. Dazwischen immer wieder das Ich des Autors mit seinen eigenen Beiträgen zur modernen Literatur: „Er wusste nicht mehr, wie dieser Körper ihn einst entzündet hatte“. Oder: „So fand Bernd sich mit pelziger Zunge in einer unreinlichen Situation.“ Eine derartige Häufung von sprachlichen Malheurs konnte man bisher nur bei Konsalik lesen, der allerdings weder Literaturprofessor noch selbsternannter Tucholsky-Nachfolger ist. Raddatz übertrifft

sie alle, Prahlerei und Sexualprotzerei reißen ihn fort, er stellt, auch darin vom Ehrgeiz getrieben, die Könige der Kioskliteratur in den Schatten.

Erleichtert lässt er die bisherigen Posen sein, die intellektuellen Attitüden, wie erlöst gibt er sich endlich als der, der er ist. Er führt uns durch Betten und Nachtlokale, Betrunkene liegen in Badewannen, himmelblaue Schlafdecken werden beschrieben, aber nicht mal mit Selbstverständlichkeit, sondern immer mit Kichern und Seitenblicken, mit dem Pathos der verdrängten Prüderie. Das macht sein Buch, über alle sonstigen Einmaligkeiten hinaus, zu einem einmaligen Dokument der Spießigkeit und Muffigkeit.

Wenn das, was Raddatz hier „aufarbeitet“, sein Leben war, und er das, was er schreibt, für Literatur hält, ist er zu bedauern. Der selbstgefällige, pubertäre Zynismus, mit dem er Menschen zeichnet, konterfeit am Ende auch ihn. Sonst wäre er nicht so bemüht, sich zu rechtfertigen. Die Angst, verkannt zu werden, lässt ihn nicht ruhen. Er muss uns noch mitteilen, dass man im Ost-Berlin der Nachkriegszeit, als dort allgemein Lebensmittelkarten vorherrschten, „gedünsteten Lachs“ und „frischen Obstsalat“ genießen konnte, vorausgesetzt, man hatte Zutritt zum „Nomenklatura-Club“. Wer ein „Wellentänzer“ war, wie Raddatz' Held, wusste schon damals beiden deutschen Staaten das jeweils Angenehme abzugewinnen.

Die ideologische Lüge des Buches ist der Abgang des Helden nach Westen: zehn Tage Haft bei der Ost-Berliner Staatssicherheit haben ihm zwar das Weiterleben im neuen deutschen Staat unmöglich gemacht, dennoch bleibt er von der „Idee“ des Sozialismus durchdrungen. In der nächtlich einsamen Zelle wird er von Selbstverachtung und Masochismus überwältigt, Grundzügen einer neuen Ostpolitik, die Raddatz unbewusst motiviert: „Bernd begriff von Tag zu Tag mehr, dass er die Substanz nicht hatte...“

An Gefälligkeitsrezensionen wird es dem Buch nicht fehlen. Aber es ist abzusehen, dass er demnächst auch die Geduld seiner politischen Freunde überstrapaziert. Offenbar gibt es das: Ein Mann bemüht sich, seinen Ruf oder was davon noch übrig ist, durch zwanghaftes Schreiben zu ruinieren. Vor zwei Jahren hat Raddatz mit „Goethes Bahnhof“ sein literarisches Harakiri eingeleitet. Das zieht sich nun in die Länge. Er kann und kann nicht aufhören.

